



Theo Mechtenberg

„Die Wahrheit erfährst du nie“.

Rezension zu: Barbe Maria Linke, *Träum mich, Geliebte*. Roman. Geest-Verlag Vechta 2016, S. 281.

Mitunter geben bereits die ersten Sätze eines Romans die Richtung vor, in der sich die Handlung entfaltet, die keimhaft in ihnen enthalten ist. Bei Barbe M. Linke lauten sie: „Nebel steigt. Zieht Streifen. Eine Gestalt erscheint.“ Die Gestalt, die aus dem Nebulösen nach und nach Konturen gewinnt, ist Valera, die um zwei Jahre jüngere Kindheitsfreundin von Franzi, der späteren Schriftstellerin, aus deren Perspektive Valeras Leben in immer neuen Anläufen erzählt wird. Sie entstammen beide einem Dorf im Oderbruch. Valera wächst auf in einer von Ordnung und Disziplin geprägten, dazu gefühlsarmen Lehrerfamilie, Franzi in einer bäuerlichen Großfamilie. Valera drängt es, der Enge ihrer Familie zu entfliehen, um sich mit Franzi in dem weiträumigen, zu abenteuerlichen Spielen einladenden Gehöft frei zu fühlen. Doch sie leidet auch unter dieser Kinderfreundschaft, wird sie doch immer wieder als „Dorfkröte“ von Franzi abgewiesen.

Mit dem 13. August 1961 werden sie voneinander getrennt. Franzi erlebt den Mauerbau, der nicht nur Deutschland spaltet, sondern der sich durch die Herzen zieht, in Westberlin bei ihrer Tante. Sie kehrt nicht ins Dorf zurück. Und als Jahre später auch Valeras Familie im Wagen eines Fluchthelfers der Unterdrückung in der DDR entkommt, weigert sich Franzi, den unterbrochenen Kontakt zu Valera erneut aufzunehmen. Jahrzehnte vergehen, ehe Franzi der Notruf ihrer einstigen, nun todkranken Freundin erreicht. Und wieder versagt sie sich ihr. Erst nach Valeras Tod wendet sie sich ihr wieder zu. Von Valeras Bruder erhält sie ihr Tagebuch, geht anhand der Aufzeichnungen Valeras Spuren nach, erweckt sie zu einem neuen, literarischen Leben.

Barbe M. Linke gelingt mit „Träum mich,

Geliebte“ ein Roman, in dem sie sich sehr unterschiedlicher Stilmittel bedient. Mit beeindruckender Imaginationskraft fügt sie Valeras Tagebuchaufzeichnungen, die nebelhaften Träume und Tagträume beider Protagonistinnen, Reflektionen sowie detailgetreue Natur- und Situationsschilderungen zu einem losen Ganzen zusammen, wobei die Übergänge oft fließend sind.

In der Mitte des Buches und damit an zentraler Stelle findet sich unvermittelt, ohne erkennbarem Kontext, eine der zahlreichen, dem Tagebuch entnommenen Aussagen: „*Du kannst es umkreisen, immer nur umkreisen, die Wahrheit erfährst du nie.*“ (151) Dieses Wirklichkeitsverständnis steht in Korrelation zu den einleitenden Sätzen des Romans. Denn gemeint ist die aus dem Nebelhaften nach Klarheit drängende, aus dem Dunkel aufscheinende Wahrheit; jene Wahrheit, die in einem die Wirklichkeit immer neu umkreisenden dynamischen Prozess das Verborgene ans Licht bringt – und die doch letztlich unfassbar, unverfügbar und fragmentarisch bleibt. Diese Tagebuchnotiz erweist sich als Schlüssel zum Verständnis des gesamten Textes.

Denn in diesem Roman geht es um sehr zentrale Wahrheiten. Es geht um Fragen nach Liebe, nach Krankheit und Tod, es geht um Sehnsucht nach Glück, um Verdrängung und ihre schmerzliche Aufarbeitung, um Fragen, die aus unterschiedlicher Perspektive beleuchtet werden, die unser aller Leben bestimmen und denen sich die Autorin in ihrem Roman anzunähern versucht.

Den Großteil des Buches nimmt die Liebe Valeras zu dem Mann ein, dessen Namen sie verschweigt, den sie Léon nennt. Sie unterbricht ihr Studium, um sich in Spanien um das Baby einer Familie zu kümmern, der Mann Schriftsteller, die Frau Sängerin. Kein volles Jahr dauert ihr Glück, das sie in der Beziehung zu dem Mann erlebt, der durch seine Ehe gebunden ist. Und den sie verlässt. „War es Flucht?“ Eine klare Antwort gibt es auch hier nicht: „Etwas muss vorgefallen sein, worüber sie geschwiegen hat.“ (150)

Doch selbst nach der Trennung bewahrt sie, *in einem Tabernakel eingeschlossen*, ihre Liebe. (150). Nach Jahrzehnten begibt sich Valera, den Keim ihrer tödlichen Erkrankung bereits in sich, auf eine geheimnisvolle, von Zufall und Fügung bestimmte Reise, um ihren Geliebten zu suchen, ihn noch einmal zu treffen. Doch auch hier gilt: *Die Wahrheit erfährst du nie*.

Valeras Reise auf der Suche nach dem Geliebten ist zugleich eine Reise innerer Selbstfindung. Sie entdeckt ihre künstlerische Begabung für die Malerei, die als schlummerndes Talent während ihrer Berufsjahre als Lehrerin nicht zur Entfaltung kam. Es ist letztlich eine Reise, auf der sie das alle Realität transzendierende Mysterium menschlichen Lebens erfährt, so beispielsweise in der geheimnisvollen Begegnung mit der Hirtin und ihrer Herde, einem biblischen Bild.

Doch die Vollendung ihres Lebens, aus eigener innerer Kraft heraus, bringt diese letztlich auf dem Krankenlager endende Reise nicht. Man kann in ihr ein Symbol menschlichen Lebensweges überhaupt sehen. Denn „vor dem letzten TOR“ bleiben unergründbare Fragen (218). Valera zieht Bilanz: „*Geben und nehmen*, zwei Worte aus einem Traum. Was hätte ich zu geben gehabt? Ist mir nicht alles zu viel gewesen? Ich liebe das Alleinsein mehr als die Nähe von Menschen, die mir unheimlich sind, weil ich sie nicht verstehe. [...] Bekommst du, was du gibst? Und Gott? Wo wäre der zu suchen?“ (211)

Bringt der Tod die letzte Vollendung? Barbe M. Linkes Roman legt dies nahe. Sie beschreibt das Sterben Valeras in Bildern zärtlicher Liebe: „Wie weich du bist, wie zart du mich in deinen Armen trägst.“ Durch den Tod hindurch öffnet sich eine letzte Wirklichkeit: „Wie hell es wird. Heller als Schnee, der zu tauen beginnt.“ (222)

Doch es geht in diesem Roman nicht nur um Valera, es geht ebenso um Franzi. Zu eng war ihre Beziehung zu ihrer einstigen Freundin, zu schmerzlich der Verrat, den sie an ihr verübt hatte, als dass sie sich dem auf Dauer hätte entziehen können. So vermag sie es nicht, die Position einer bloßen Beobachterin, einer Valera gegenüber souveränen Autorin einzunehmen. Sie hatte, durch die Mauer getrennt, zu ihrer Kindheitsfreundin, ja zur verhassten DDR als solche Distanz schaffen, diese ihre Vergangenheit verdrängen wollen. Doch wie es in den einleitenden Sätzen von Christa Wolfs Roman „*Kindheitsmuster*“ heißt: „Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.“ Dieses Abtrennen, dieses sich Fremdstellen kostet Kraft. Das Vergangene gibt keine Ruhe, bricht immer wieder auf. So wie jene aus dem Dunkel des Vergessens auftauchende Szene: Franzi und Valera sind auf dem Heimweg mit einem Wagen voller gesammelter Ähren. Franzi zieht und steuert ihn, Valera schiebt von hinten. Plötzlich lässt Franzi die Deichsel los, rennt davon, und Valera schlägt mit dem Kopf auf und verletzt sich. „Jetzt verfinstert sich das Bild. Das Feld wird erst grau, dann schwarz. Von überall dringen furchterregende Laute heran. Es graut mir so, dass ich weglaufen will. *Sieh es dir zu Ende an.*“ (104)

Der schmerzliche Prozess der Aufarbeitung der nicht vergehenden Vergangenheit umfasst auch Franzis Beziehung zu Pierre. Ihn hatte sie mit zwei ihrer kleinen Töchter verlassen. Eines ihrer Kinder stirbt, und dies ohne die Mutter. Franzi hat einen inneren Kampf mit dem Dämon zu bestehen, ehe sie sich durch das Schreiben ihres Romans über Valera mit ihr versöhnt weiß und zurückfindet zu Pierre, ihrem geschiedenen Mann.

Die Struktur dieses Romans entspricht seinem Inhalt. Er folgt keiner Chronologie, sondern besteht, die Leerstellen betonend, aus lauter Fragmenten. Dazu eine Sprache, farbig, leicht und tief, die den unterschiedlichen Wirklichkeitsschichten und Erzählebenen entspricht, eben eine Sprache, wie man sie von einer guten Literatur erwartet.